GENDER OPEN REPOSITORIUM

Die Konstruktion von Normalität in biographischen Übergangspassagen von Frauen

Schlüter, Anne

2001

https://doi.org/10.25595/1633

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schlüter, Anne: *Die Konstruktion von Normalität in biographischen Übergangspassagen von Frauen*, in: Metis : Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 10 (2001) Nr: 19, 78-88. DOI: https://doi.org/10.25595/1633.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Die Konstruktion von Normalität in biographischen Übergangspassagen von Frauen

Anne Schlüter

1. Überlegungen zur weiblichen Normalbiographie vor dem Hintergrund des als Statuspassage definierten Weiterbildenden Studienganges „Frauenstudien"

Biographien werden diskutiert als soziale Institution und als Organisationsprinzip individuellen Lebens, und als solche werden sie in Absetzung zu vormodernen Lebensformen als Produkt der Moderne betrachtet. Wenn Konventionen und traditionelle Bindungen brüchig werden, wie häufig mit der Individualisierungsthese diskutiert, sind individuelle Strategien notwendig, um Sinnressourcen aufzubauen. Alheit spricht von der Schlüsselqualifikation „Biographizität" als „Fähigkeit, moderne Wissensbestände an biographische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assozieren" (Alheit 1995, S.292).

Die Frage nach dem Spannungsverhältnis von Subjekt und Struktur stellt sich vor allem im Hinblick auf bildungstheoretische Überlegungen. Läßt sich ein souveränes Individuum als Gegensatz zu sozial brüchig gewordenen Strukturen vorstellen? Lassen sich Biographien vorstellen, die ohne strukturalen Kontext auskommen? Können Personen in ihren Handlungen und Verhaltensweisen verstanden und eingeordnet werden, ohne sie in sozialen Beziehungsgefügen zu denken? Die Bedeutung von Individuen für andere und für sich selbst ist ohne ein Relationsgefüge nicht zu verstehen.

Die Dialektik von Handlungs- und Strukturebene – vielfach diskutiert – ist theoretisch einfacher zu lösen als empirisch einzuholen. Ein Problem, dem sich Erziehungs- und Sozialwissenschaften immer wieder neu stellen, und das auf große Schwierigkeiten stößt, denn es ist in der Verbindung von Theorie und Empirie selten befriedigend eingelöst worden. Wenn man davon ausgeht, daß soziale Strukturen sich im Laufe der Zeit ständig reproduzieren, dann stellt sich die Frage nach den Mechanismen der Reproduktion. Mechanismen aber lassen sich nur analysieren – und zwar mit der Unterstellung, daß es Kontinuität gibt. Der Begriff der Struktur wird normalerweise mit Bestand und Ordnung assoziiert. Doch auch die Ordnung unterliegt einem Wandel. Für die Stabilität einer Ordnung kann gerade die Anpassung oder Wandlungsfähigkeit ein wichtiges Merkmal sein. Beides ist kaum vorstellbar ohne ein handelndes Subjekt.

Gleichwohl ist auch festzustellen: Wissen und Interpretation der sozialen und institutionellen Realität durch das Subjekt beruhen auf dem biographischen Gewordensein, auf einer ausgebildeten biographischen Wahrnehmungs- und Handlungsstruktur, die die Einschätzung der Zukunftsperspektive der Biographieträger einschließt. Handeln und Bewußtsein des Individuums beziehen sich auf einen sozialen Raum, der mit Deutungshorizonten gefüllt ist. Das im sozialen Raum ausgebildete strategische Handeln ist durch die im Raum existierenden Beziehungsgefüge und durch die Wirklichkeitsbereiche der Akteure mitstrukturiert, ohne daß die Akteure darin gefangen sein müssen.

Biographien lassen sich von daher als „strukturierte Selbstbilder" (Fischer) lesen, als Konstruktionen des Lebens. Da es bei der Analyse nicht allein um die Struktur einer Biographie, sondern auch um den Prozeß der Konstruktion – und um das Konstruktionsniveau – geht, läßt sich das Individuum als Teil einer „ongoing activity" von Praktiken des Koordinierens, Kombinierens und Kommentierens (vgl.: Bude 1998) sehen. Das persönliche Identitätsmanagement basiert auf der Fähigkeit, ein Selbstbild aus symbolisch vermittelten Interaktionen zu strukturieren, das nach Regeln geschieht, die bewußt oder unbewußt verfolgt werden, und damit eine biographische Struktur bilden, die als Ausdruck präsentiert und als solche analysiert werden kann. Die Fähigkeit des Identitätsmanagements ist bei brüchig gewordenen Beziehungsgefügen besonders gefordert. Denn wie reagiert ein Individuum auf solch eine soziale Realität? Die Antworten sind vielfältig: Theoretische Konsequenzen finden sich in Aussagen, daß Identität generell nicht mehr möglich ist, oder daß Identität sich zersplittert zeigt (Foucault), daß Identitäten sich auch im Selbstbild brüchig darstellen, im Kern auseinandergerissene, multiple Persönlichkeiten enthalten, oder daß sie Strategien – im Sinne von Handlungsverläufen (nicht interessegeleitete oder geplante!) – entwickeln, die auf einer Fähigkeit wie der „Biographizität" basieren. Biographische Aktivitäten können transitorisch sein. Sie rekonstruieren zerfallene Umwelten auf neuen Niveaus (Alheit 1994,190). Peter Alheit nennt beispielsweise: networker, patchworker und designer als biographische Konstruktionstypen, die auf ihre Weise auf Erosionserscheinungen reagieren (Alheit 1994,S.191).

In der Reaktion als Verarbeitungsweise bzw. Selbstregelungsweise auf solche Erscheinungen wird soziale und persönliche Identität biographisch hergestellt. Ein sich selbst konstituierendes System von Bedeutungen sichert die Identität der Person im Durchgang durch die verschiedenen Positionen im sozialen Raum und im Wechsel der biographischen Zustände (Bude 1998, S.250). Der Kern der generativen Struktur wird von Bude als Lebenskonstruktion aufgefaßt. Unter einer Lebenskonstruktion soll das gestaltbildende und formgebende Regelgerüst eines individuellen Lebens verstanden werden. Die Selbstkonstitution besteht aus reversiblen biographischen Mustern in der Irreversibilität des Lebenslaufs. Konstrukti-

vität, Regularität und Totalität sind Bestimmungen für den Begriff der Lebenskonstruktion.

Eine Frage ist, wofür stehen diese Konstruktionen – fürs gelebte Leben? Sind sie Antwort auf menschliche Probleme? Offenbaren sie mehr als die Biographieträger selbst von sich wissen? Nicht umsonst wird der etwas distanzierte Begriff „Träger einer Biographie" benutzt! Die Frage heißt auch: nach welchen Kriterien oder Prinzipien wird solch eine Biographie konstruiert – oder welchen Mechanismen folgen die Konstruktionen? Was die Perspektive angeht, läßt sich sagen: die meisten biographischen Geschichten rekonstruieren das gelebte Leben aus einer Gegenwartsperspektive. Diese kann sich nach einschneidenen Lebensereignissen ändern, und trotzdem – so ist die These – bleiben die grundsätzlichen biographischen Mechanismen, die zirkuläre Selbstreproduktion und die damit verbundene lineare Selbstranszendierung einer einmal gebildeten Struktur erhalten, so daß damit eine jeweils eigene biographische Strukturgestalt gewahrt bleibt. Eine biographische Struktur ergibt sich aus Ganzheit, Transformation und Selbstregelung (Bude 1998). Während die Struktur wechselt, bleiben die Regeln der Transformation erhalten. Biographische Erzählungen folgen damit einer eigenen inneren Logik des Gewordensein, einem Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, das die Verarbeitung und Auseinandersetzung des Individuums mit der sozialen Wirklichkeit zeigt. Das heißt auch, der Biographieträger reagiert nicht unbedingt allein auf „objektive" Gegebenheiten, sondern möglicherweise bereits auf Interpretationen anderer im Kontext der geteilten sozialen Wirklichkeit. Diese werden nicht willkürlich übernommen, sondern danach, ob sie in ein bereits ausgebildetes Deutungsmuster passen.

Ein Zugang zu erkennbaren biographischen Strukturen und wirkungsmächtigen Mechanismen sind Statuspassagen im erzählten Leben, weil sich hier Regeln der Bewältigung oder des Umgangs mit sich und den bestehenden Abhängigkeiten zeigen.

Ein weiterbildender Studiengang „Frauenstudien" läßt sich als eher ungewöhnliche Statuspassage definieren, denn in ihm sind Frauen nicht allein die Adressaten von Weiterbildung, sondern gestalten auch eine Geschlechterkultur mit, in der die Funktion von Frauen in der Gesellschaft bezogen auf Familie, Kinder, Arbeitsmarkt usw. thematisiert wird, und in der ihre eigene Lebensgeschichte über eine Biographisierung reflexiv werden kann. Der Wunsch nach einer Neuorientierung und der Wunsch, etwas für sich zu tun statt immer nur für andere da zu sein, sind Motive, solch einen Studiengang zu absolvieren, wie in mehreren Interviews mit solchen Studierenden feststellbar war (vgl.Schlüter 1999).Der Beginn eines solchen Studiengangs ist meistens verbunden mit einer Arbeitsumverteilung innerhalb der Familie und dem Unverständnis der sozio-kulturellen Umgebung, aus der die Frauen kommen. Denn Frauenstudien zu studieren, heißt gleichzeitig, das Etikett der „Emanze" zugeschrieben zu bekommen, was auch heißt, als „nicht normal" eingestuft zu werden.

Die Beschäftigung mit den Biographien solcher Frauen, die im vierten oder fünften Lebensjahrzehnt nach der oder auch noch während der Familienphase ein weiterbildendes Studium belegen, wirft verschiedene Fragen auf: Welche Deutungsmuster verwenden sie in der Auseinandersetzung mit ihren eigenen biographischen Erfahrungen in einem für sie „neuen" sozialen Raum, der aufgrund der Feldstruktur – einerseits Universität – andererseits Frauenbewegung sich auch in einem Spannungsverhältnis befindet, der gleichwohl mit Deutungshorizonten angefüllt ist, die ein eher autonomes weibliches Subjekt statt eines abhängigen weiblichen Subjekts entwerfen. Finden Frauen in diesem Rahmen Bedingungen für einen Bildungsprozess? Läßt sich in diesem Rahmen neues Wissen für eine Biographisierung aneignen? Die angebotenen Themen der Veranstaltungen legen dies nahe (vgl. z.B. Steenbuck/ Bruchhagen 2000).

Häufig hantieren wir in der Biographieforschung mit den Begriffen weiblicher oder männlicher Normalbiographie. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs – so wie von Kohli und anderen ausgeführt – bedeutet eine Regelung des Ablaufs nach verschiedenen gestuften Lebens-Abschnitten, also nach dem sequentiellen Ablauf, der für Männer die Vorbereitung für den Beruf, die Realisierung des Berufs und die nachberufliche Zeit meint, während für Frauen der berufliche Ablauf durch die Familienphase unterbrochen wird. Solch ein Gerüst gibt eine Orientierung und Kriterien an die Hand, was in einem bestimmten Lebensalter erreicht werden kann bzw. was als „normal" gilt. Diese Normalitätsvorstellung wird häufig als Norm verstanden. Dabei ist auch diese als Vorstellung geformt worden, indem erfahrungsgemäß ein Durchschnittsalter zugrundegelegt wurde, indem eine Leistung oder ein sozial erwartungsgemäßes Verhalten abgerufen werden kann. Eine Normsetzung also, die der Orientierung dient.

Ein Lebenslauf als geregelter Ablauf aufgrund sozialer Erwartungen, wie bereits als Normalbiographie bezeichnet, enthält Gefahren des mißdeutenden Gebrauchs. Die Assoziation zu einer Norm, zu einer Verwendung des Begriffs des „Normalen" als Normativem liegt nahe. Dieses Verständnis ist insofern problematisch, als dann jede Abweichung von der Norm zu einem abweichenden Lebenslauf und damit zu einer abwertenden Beurteilung einer Biographie führen muß. Grundsätzlich ist deshalb dafür zu plädieren, den Begriff „normal" in Anlehnung an Schütz/ Luckmann (1981,146) dahingehend zu assoziieren, daß Normalität den Bereich gesellschaftlicher Wirklichkeit meint, der den Individuen durch Erlernen und Erfahrung vertraut wurde. Normalität in diesem Verständnis beschreibt dann, was als sicher/ unsicher, erwartbar/ unerwartbar, denkbar/ undenkbar im vertrauten Kontext der Biographieträger erscheint. Die Verwendung des Begriffs „normal" verweist auf die Zuordnung zu einem kulturellen Sinnsystem in einem sozialen Feld.

„Normal" ist als Kategorie scharf abzugrenzen gegenüber der „Normativität", dies hat unlängst Jürgen Link in seiner Studie „Versuch über den Normalismus" herausgearbeitet (Link 1996). Für die Verwendung des Normativitäts-Begriffs im Alltag zieht er zwei Bedeutungen heran. Erstens die Gleichung, die in dem Sinne verwandt wird: „Normal= nicht deviant und daher akzeptabel, tragbar, tolerabel" und zweitens die Gleichung „normal = nicht wirklich ernsthaft störend" und „normal = nicht zu dringender Intervention zwingend, keinen dringenden Handlungsbedarf auslösend" (ebd,S.21). Während bei der Diskussion um Normalität Verhaltens-Grenzen und auch Toleranz-Grenzen angesprochen sind, werden bei der Diskussion über Normen normative Grenzen bzw. deren Einhaltung oder Überschreitung thematisiert.

Die Einschätzung bzw. Evaluation in biographischen Erzählungen, daß etwas „normal" sei, könnte man von daher als „diskursive Strategie" verstehen, die sich auf ein Feld bezieht, in dem es selbstverständliche Erwartungen von Verhaltensweisen gibt. Die Frage ist: Wann wird diese Evaluation, etwas sei „normal", vorgenommen? Welche Funktion erhält diese Zuordnung zur „Normalität"? Und generell: Wie haben die Biographieträger ihre soziale Wirklichkeit geordnet, welche Klassifikationen verwenden sie, welche Erwartungen haben sie ausgebildet und welchen Regeln des sozialen und kulturellen Lebens folgen sie? Wenn der Gegenstand der Biographieforschung die Analyse der subjektiv konstruierten Biographien im Gegensatz zu den objektiv konstituierten Lebensläufen ist, dann interessiert am folgenden Fall besonders die Konstruktion von Normalität innerhalb der präsentierten Biographie vor dem Hintergrund einer Neuorientierung im Rahmen eines weiterbildenden Frauenstudienganges.

2. Die Herstellung von Normalität als Thema

Helga beginnt ihre Lebensgeschichte mit der Aufzählung von Daten:

> „Ich heiße Helga, bin jetzt 45 Jahre alt, bin verheiratet und habe drei Kinder im Alter von 12, 22 und 23 Jahren und bin seit fast 25 Jahren verheiratet".

Diese Aussage faßt ihre soziale Situation präzise zusammen. Wie eine Chronistin reiht sie dann weitere objektive Daten aneinander:

> „ich bin 1951 als viertes von sechs Kindern geboren, damals lebten wir noch in Niedersachsen in einem kleinen Ort in der Nähe von Göttingen, und sind 1955 nach Bochum gezogen, ich habe dann die Schule hier besucht, 8 Jahre Volksschule und danach eine Ausbildung als Einzelhandelskauffrau gemacht, heute sagt man Einzelhandelskauffrau, das ist im kurzen erstmal... der... Werdegang",

und sie fügt nach einer kleinen Pause hinzu als: *„als Kind"*. Sie atmet tief durch und beginnt danach eine eher biographische Erzählung, in der Erläuterungen, auch Begründungen und Einschätzungen ihres weiteren Werdeganges erfolgen. Die erste Übergangspassage, die sie nur kurz, aber etwas näher erläutert, ist

die Aufnahme einer Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau, eine Entscheidung, die sie selbst nicht getroffen hat, denn so ihre erste Erklärung: „es wurde so bestimmt bis dahin und es wurde gemacht". Warum sie diese berufliche Entscheidung über sich angenommen hat, erläutert sie erst später in einem für sie wichtigen Zusammenhang. Über die „fremdbestimmte" Phase der Ausbildung selbst verliert sie im folgenden etwa zweistündigen Interview kein Wort mehr, über die nächste umso mehr. Die nächste Phase beginnt dann auch mit „Ich".

> „Ich habe mit 17 meinen Mann kennengelernt und mit 20 Jahren geheiratet ... und hatte ...zu der damaligen Zeit und was ich auch normal fand, nur meine Familie, und das hieß auch ganz normal: Wohnung, Haus und Kinder, ungefähr in der Reihenfolge...".

Bereits an dieser Stelle rekurriert sie auf Normalität als zu ihrer Lebenswelt gehörig. Sie begründet ihre eigenen Aktivitäten beim Hausbau, später im Kinder groß ziehen, zunächst mit der bereits im Elternhaus sehr frühen – aus heutiger Sicht auch zu frühen – grenzenlosen Übernahme von Verantwortung für andere und mit den gesellschaftlichen Vorbildern, *„die in der Gesellschaft einfach da waren"*.

Erste Veränderungen ihres so normal und damit sicher und selbstverständlich eingestuften Lebens konstatiert sie mit der Erkrankung ihrer ersten Tochter, die mit vier Jahren wegen eines Herzfehlers operiert werden mußte. Auch für die beiden folgenden Kinder mußte sie ständig anwesend sein, denn beide brauchten ihre Zuwendung und Pflege, ihr ältester Sohn war Legastheniker und das jüngste Kind war sprachbehindert. Obwohl sie nach der Geburt des ersten Kindes die Vorstellung entwickelt hatte, Hebamme zu werden, fand sie – wie sie auch an dieser Stelle formuliert – *„es ganz normal, sich wieder in den Dienst der Familie zu stellen"*. Sie kümmerte sich außerdem um ihre Eltern und Schwiegereltern, später um den Fußballverein der Jungen, um die Schule usw. Ihre innere Unzufriedenheit wuchs, aber sie funktionierte, um die Familie aufrechtzuerhalten, sie wurde zwar „sprachlos" in dem Sinne, daß sie nicht über sich redete, aber sie sah keine realistische Alternative „auszubrechen". Sie evaluiert ihre Erzählungen über die folgenden Jahre als Hausfrau und Mutter: *„ja, und so ist mein Leben mehr oder weniger bis vierzig Jahre verlaufen..."*. aber auch: *„ich wollte mein ganzes Leben lang immer was anderes machen."* Im Laufe ihrer weiteren Ausführungen wird immer deutlicher, daß ihre soziale und persönliche Identitätsentwicklung nicht synchron verliefen. Schließlich kommentiert sie etwa nach dem ersten Drittel des Interviews ihr Leben bis vierzig *„es ist eine ganz normale Biographie einer Frau, wenn man nicht hinterfragt"*. In den weiteren zwei Dritteln ihrer Biographie stehen die letzten Jahre im Mittelpunkt, in denen sie sich mit ihrer Biographie auseinandersetzt und diese neu zusammenfügt. Zunächst berichtet sie von einer Situation, in der sie zwei jungen Mädchen half, deren Mißbrauchserfahrungen durch

den eigenen Vater zu bewältigen. Eine Situation, in der ihre eigenen Mechanismen der Verdrängung nicht mehr wirkten, und ihre eigenen Erfahrungen mit ihrem Bruder im Elternhaus zutage kamen. Diese Situation löste Veränderungsprozesse bei ihr aus. Sie fühlte sich *„ohnmächtig und eigentlich um ihr Leben betrogen"*, als sie sich eingestehen mußte, daß sie sich auch deshalb immer um andere gekümmert hatte, um sich nicht mit sich selbst beschäftigen zu müssen. In den letzten fünf bis sechs Jahren hat sie alles in ihrem Leben in Frage gestellt, vor allem aber radikal die Beziehung zu ihrem Bruder abgebrochen, die Beziehungen zu ihren Schwestern und zu ihrer Mutter für Gespräche genutzt, die Beziehung zu ihrem Ehemann hinterfragt, den sie sicherlich auch wegen seiner „ruhigen und zurückhaltenden Art" heiratete, die sie nicht fürchtete, die ihr aber auch keine Chance bot, sich zu entwickeln. Sie betrachtet die Beziehung als für sie offen in dem Sinne, daß es weiterhin wichtig ist, mit ihm zu sprechen, Dinge aufzuarbeiten. Ihr ist aber auch klar geworden, daß ihm seine Ruhe viel wichtiger ist als ihr Bedürfnis, *ihr Leben* zu verstehen und neu zu ordnen. In diesem Zusammenhang erläutert sie auch, daß sie die Entscheidung ihrer Eltern akzeptiert hat, eine Ausbildung in einer Bäckerei aufzunehmen, weil sie sich zu der Zeit unfähig fühlte, Grenzen zu setzen, nein zu sagen, denn ihre Erlebnisse mit dem Bruder hatten schon tiefgreifende innere Verletzungen, also Spuren hinterlassen.

Dann erzählt sie von ihren Überlegungen, Gesprächen und ihren Veränderungsprozessen in den letzten Jahren.Während des gesamten Interviews setzt sie sich mit Normalitätsvorstellungen auseinander. Dabei verändern sich die Inhalte der Normalitätsvorstellungen sukzessive. „Normalität" besitzt für Helga in der Kindheit und Jugend zunächst eine orientierende Funktion. Ihre Vorstellungen von Normalität sind die, die ihr in der Öffentlichkeit bzw. Gesellschaft vorgelebt werden. Es ist ein sehr starres Konzept, das keine Alternativen bereithält. Aufgrund ihrer Mißbrauchserfahrungen flüchtet sie sogar in die Vorstellung, ein normales Frauenleben führen zu müssen. Das Bedürfnis nach „Normalität" entspringt dem Bedürfnis nach Schutz vor Verachtung und Verurteilung. Erst als sie ihr ganzes Leben in Frage stellt, weicht auch ihr „Normalitätskonzept" auf und sie sucht es neu zu füllen. Dies zeigt sich beispielsweise darin, daß sie sich von ihrer Mutter distanziert, weil sie nun für sich entscheidet „Grenzen zu setzen". Damit durchbricht sie das Schema der Übernahme von Verantwortung, des „Gebrauchtwerdens", sich in den Dienststellen und auch des „Nicht-Zulassen-Könnens" von Gefühlen.

3. Der Mechanismus der Lebenskonstruktion der Biographieträgerin

Die Frage, die zu beantworten ist: Was ist der Mechanismus, der die biographische Struktur und Gestalt reproduziert? Was ist der Mechanismus, der zu analysieren ist, weil er sich nicht explizit aus dem Erzählten ergibt, der aber hintergründig da ist und die Lebenskonstruktion zusammenhält. Methodisch allein

über die Analyse der Eingangssequenz darauf zu kommen, ist schwierig, denn was bedeutet es, daß sie zunächst ihre sozialen Daten voranstellt? Welche Bedeutung hat es, daß sie ihre begonnene Chronologie lediglich bis zum Datum ihrer Ausbildung anführt und dann eine biographische Erzählung beginnt? Wenn ihre Lebenskonstruktion ihrer persönlichen Lebensführung folgt, was ja immer als Prämisse angenommen wird, dann macht ihre gewählte Ausrucksweise für die ganze Lebenskonstruktion einen Sinn. Aber erst weitere Schritte des Vergleichs im Kontext ihrer Erzählung bringen nach und nach den Mechanismus hervor, der ihrer Lebenskonstruktion zugrunde liegt und der Sinn für die gesamte Interpretation macht. Mit diesem Wirkungsmechanismus läßt sich auch die Frage beantworten, warum sie zu dem Konzept von Normalität greift, das sie in ihrer gesamten Biographie gebraucht.

Der Wirkungs- und damit auch Reproduktionsmechanismus heißt: Mut bzw. fehlender Mut, über sich zu sprechen, sich in der Öffentlichkeit zu äußern. Der fehlende Mut, sich über die Mißhandlung zu äußern, drückt sich in der Flucht in Normalitätsvorstellungen aus, die sie bis zum Alter von fast vierzig Jahre begleiten. Bis dahin merkt sie, daß sie ihre Stimme verliert, also über sich nicht spricht.

Als die Erinnerungen aufbrechen, und sie sich mit dem Thema des Mißbrauchs beschäftigt, macht sie dies zunächst allein, wartet aber darauf, endlich darüber erzählen zu können. Als sie mit einer Bekannten ins Gespräch kommt, weil diese sie fragt, wie es ihr geht, hat sie den Mut, über ihre Gefühle zu sprechen und es beginnt etwas, was sie bisher nicht kennengelernt hat, sie empfindet Gefühle des Verstandenwerdens. Von da ab führt sie Gespräche und redet mit allen Personen aus ihrer Familie, um ihre persönliche Identität zu komplementieren.

Wenn man die jeweiligen Sequenzen ihrer Lebenskonstruktion mit dieser Deutungshypothese, nämlich daß sich ihre Lebenskonstruktion über den Mechanismus Mut verstehen läßt, dann stellt sich alles in ein Relationsgefüge, das eine innere Kohärenz aufweist.

Mit dieser Biographie läßt sich sehr gut verdeutlichen, daß der im Interview erzeugte Text auch von seiner Struktur und seiner Gestalt auf ein biographisches Problem antwortet, nämlich die Nichtausschöpfung des biographischen Potentials aufgrund der Konfrontation mit nicht unbedingt erwartbaren Ereignissen und Erfahrungen in Kindheit und Jugend. Das Nichtausschöpfen liegt an der Barriere, mutig das anzusprechen, was das kulturelle Sinnsystem der Herkunftskultur unterbindet. U.a. auch deshalb, weil die Beziehungen in der Familie nicht durch Gespräche, nicht durch kommunikative Gewohnheiten, geprägt sind. Ihr „Lebensentwurf" wird ihr von ihrer Familie und den gesellschaftlichen Erwartungen an die Frauenrolle vorgegeben – nicht diskutiert, nicht hinterfragt, sondern selbstverständlich gelebt.

Gleichzeitig wird deutlich, daß Biographien Resultate eines komplizierten gesellschaftlichen Produktionsprozesses sind, indem subjektive Erfahrungsverarbeitung vor dem Hintergrund wahrgenommener sozialer Wirklichkeit zu einem biographischen Muster verdichtet wird, das sinnhaltige Organisationsprinzipien aufweist. Die Konstruktion von „äußerer Normalität" dient zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit, der pflichtbewußten Übernahme von Verantwortung für andere, gibt ihr eine soziale Identität.

Ihre Erzählung ist aufgrund der intensiven Auseinandersetzung bereits eine Konstruktion höherer Ordnung, denn Gestalt und Struktur sind in den letzten beiden Dritteln im Ansatz von ihr selbst reflektiert. Es wird deutlich, daß sie ihr - wie von ihr dargestellt – aufgegebenes Lebensgefüge nicht generell verändern will, sondern sich in ihrem inneren Verhältnis zu sich selbst verändert! Sie hat ihre Reflexionsfähigkeit dazu genutzt, sich über sich selbst in gesellschaftlichen Verhältnissen zu vergewissern. Ihre Verortung hieß zunächst die Aufrechterhaltung äußerer Normalität in bezug auf ihre Familie, die sie als Hülle darstellt, während sie den Bezug zu sich erst entwickeln muß. Dies deutet sich bereits in der Eingangssequenz an, in der sie zunächst ein Stück ihres Lebenslaufs präsentiert, bevor sie biographische Ausführungen macht, die sich um sie selbst in der Auseinandersetzung mit ihrer persönlichen Identität dreht.

Der Mechanismus bewirkt auch die Selektion, die sich am Beginn ihrer Erzählung findet. Obwohl durch Sprechpausen und ihre zunächst unverständliche Ergänzung, die erst später deutbar ist, eine Lücke für die Interpretation angeboten wird.

Die Auseinandersetzungen mit der eigenen Biographie läßt sich als transitorische Bildungsarbeit verstehen, die ohne die direkte Beteiligung von Institutionen der Erwachsenenbildung über viele Jahre verlief und mit dem Aufsuchen eines weiterbildenden Frauenstudienganges um Themen und Gespräche über Frauenleben gestützt wurden. Sie hat ihre Biographie mit der anderer Frauen vergleichen können und damit festellen können, daß es ein „normales" Problem aufgrund bestimmter familiärer Kontexte sein kann. Sie bewertet die Aufnahme dieses Studiums für sich als wichtig, weil innerhalb des Studiums immer wieder Themen auftauchen, die sie veranlassen, weiter über sich nachzudenken (964; 965; 976-979). Ihr ging es mit der Aufnahme dieses Studiums nicht primär darum, ein Zertifikat zu erlangen, sondern darum, etwas für sich selbst zu tun und dabei mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. So traf sie während des Studiums auf Frauen, die ähnliche Unzufriedenheitssituationen wie sie erlebt haben, und das Studium als Chance zur Selbstfindung sehen. Das Studium diente ihr auch dazu, für die Aufarbeitung ihrer Biographie eine Bestätigung zu bekommen, und wie sie formuliert: *„auch meinen Gefühlen eine Bestätigung zu geben, daß ich das richtig gemacht habe, vielleicht meinen Weg, den ich gegangen bin, daß ich den richtig gemacht habe"* (1027-1032). Darüber hinaus konsultierte Helga während des Studiums eine Psychologin, um von ihr eine Rückmeldung für ihre Vorgehensweise

zu bekommen. Das zeigt auch, daß sie das Studium als nicht ausreichend ansah. Sie benötigte eine weitere Bestätigung oder Unterstützung von einer professionellen Autorität. Deutlich wird hierbei, daß Helga sowohl für ihre Vergangenheitsbewältigung als auch für ihre neu geschaffene Ordnung hinsichtlich ihrer Biographieaufarbeitung Sicherheit und damit eine neue Normalität gewinnen will.

Ihr Festhalten an familiären Zusammenhängen und traditionellen Werten – sie möchte weiterhin daran glauben – zeugt von einem Festhalten traditioneller Sinnressourcen. Um den Preis der Aufgabe eigener persönlicher Wünsche in bezug auf das Erlernen und Ausüben eines neuen Berufes bleibt sie ihrem Beziehungsgefüge, allerdings bei Aushandlung neuer Gefühlsbedingungen. Vom Typus her läßt sie sich weder zu den neuen networkern, patchworkern oder designern zählen, wie sie von Alheit als Konstruktionstypen aufgrund von sozialen Erosionsprozessen festgestellt wurden. Ihre ungelebten Potentiale beziehen sich vor allem auf die Gesprächs- und Gefühlsbeziehungen, die ihr eine persönliche Identität geben. Von daher gehört sie zu den Typen der traditionellen Sucherinnen nach menschlicher Anerkennung und Kommunikation. Denn ihre Biographisierung läßt sich als Übergang in eine neue Qualität des Bezuges zu sich und der Umwelt interpretieren. Ihre Lebenskonstruktion ist eine Referenz an die strukturellen Bedingungen, die ihr aufgegeben sind. Sie bricht nicht aus. Sie bezieht sich auf das normale Frauenleben, das sie freiwillig auf sich genommen hat, allerdings mit dem Bewußtsein, das es eine neue Qualität braucht.

Eine Biographie neu kombinieren, neu zu denken, kostet Zeit. Bildungsprozesse kosten Zeit, denn die Aneignung neuen Wissens über sich selbst verändert das Beziehungsgefüge in transitorischer Weise. Die Aneignung neuen Wissens führte zu einer Identitätsveränderung durch Selbstreflexion und Kommunikation und dies führte zur Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten durch die zu erlernende Fähigkeit, Grenzen zu setzten. Eine Fähigkeit, die zum Zeitpunkt der Veränderung bzw. Neukombination der Biographie – also zur Herstellung von Normalität – im neuen Kontext passt. Damit gewinnt sie Anschluß an ihre Zukunftsmöglichkeiten. Ihre Biographie mußte von ihr transformiert werden von einer sozial vorgegebenen in eine selbst hergestellte, damit sie ihre persönliche Identität als Gestalterin ihres Lebens gewinnen kann. Dies geschieht u.a. in paradoxer Situation auch dadurch, daß sie es an andere Frauenschicksale ihrer Zeit zurückbindet und damit auch lebbar macht im Sinne einer sozialen Zuordnung an Frauenleben ihrer Generation. Sie handelt, indem sie die sozialen Normen für ein Frauenleben überprüft und diese für spezifische Übergangssituationen bzw. -passagen kommuniziert als normal oder nicht normal. Auf der Grundlage der kognitiven Struktur wird Realität so interpretiert, daß sie sinnvoll erscheint und aufgrund des neu gewonnenen Verständnisses kann die Biographieträgerin ihre Biographie als „normal" einstufen.

Ressourcen wie die Fähigkeit zu Biographizität sind als wenig ausgebildet zu begreifen, wenn Konstellationen der sozialen Herkunft, die mit Schweigen bzw. mangelndem kommunikativen Ressourcen verknüpft sind, solche nicht ausbilden oder ausbilden können. Die Frage, ob Biographizität lernbar ist, läßt sich dahingehend beantworten: biographisches Lernen kostet Zeit und Hilfe. Eine Unterstützung u.a. durch Kulturen, in denen der weibliche Lebenszusammenhang thematisierbar ist, macht immer wieder Sinn. Frauenstudien als Statuspassage zwischen Fremdbestimmung im Übergang zur Selbstvergewisserung und Selbstbestimmung in der Erwachsenenbildung bietet Sinnhorizonte sogar für die Umstrukturierung von Biographien.

Anmerkung: Der Beitrag wurde auf dem DGfE-Kongress in Göttingen im September 2ooo auf dem Sysmposion: „Zwischenwelten – Geschlechterkulturen und Geschlechterbildung in Übergangsgesellschaften" als Vortrag gehalten. Für den Abdruck wurde er leicht gekürzt.

Literatur

Alheit, Peter: Zivile Kultur: Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankfurt a.M. /New York 1994.

Alheit, Peter: „Biographizität" als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung, in: Krüger/ Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen 1995, S.276ff.

Bude, Heinz: Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung, in: Jüttemann, Gerd/ Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998, S.247-258.

Fischer, Wolfram: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten, in: Kohli, Martin (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied 1978.

Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus.Wie Normalität produziert wird. Opladen 1996.

Schlüter, Anne: Frauenstudien im Überblick, in: Elisabeth de Sotelo (Hg.): Wissenschaftliche Weiterbildung für Frauen. Münster 1997, S.45-54.

Schlüter, Anne: Bildungserfolge. Opladen 1999a.

Schlüter, Anne: „Vorbilder haben (k)ein Geschlecht": Frauenbildung im Generationenverhältnis, in: Kilian, Eveline / Susanne Komfort-Hein (Hg.): GeNarrationen. Tübingen 1999b, S.130-153.

Schütz, Alfred/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Bd.1 Frankfurt a.M. 5.Aufl. 1994.

Steenbuck, Gisela / Verena Bruchhagen: Die Dortmunder Frauenstudien – Leitgedanken zur Curriculumentwicklung zwischen Praxisorientierung und Zielgruppenorientierung, in: Elisabeth de Soteleo (Hg.): Frauenweiterbildung. Weinheim 2000, S. 181-191.